

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Band: 53 (1933)

Artikel: Erinnerungen aus alter Zeit
Autor: Tobler-Stockar, Mina / Pestalozzi, F.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erinnerungen aus alter Zeit

Von Mina Tobler-Stockar †

Mitgeteilt von F. O. Pestalozzi

Aus zürcherischem Familienbesitz ist dem Herausgeber kürzlich in freundlicher Weise ein Heft zu privater Lektüre überlassen worden, bei dessen Niederschrift jedenfalls kein Gedanke an eine Veröffentlichung gewaltet hat. Es trägt die Aufschrift: „Meinen lieben Geschwistern. Ein Neujahrsblatt auf 1888“ und ist nur in einem Exemplar vorhanden. Jugenderinnerungen einfachster Art aus dem Familien- und Nachbarkreis bilden seinen Inhalt, und die Zahl der Leser, welche sich — auch mit Hilfe der beigegebenen Fußnoten — noch über alle darin erwähnten Persönlichkeiten Rechenschaft zu geben vermögen, wird nicht mehr groß sein. Dennoch dürfte sich die Aufnahme in das zürcherische Taschenbuch rechtfertigen. Es schwebt über den Blättern ein richtiger Lavendelduft aus Urgroßvaterzeit, und sie bieten bei aller Anspruchslosigkeit ein überaus charakteristisches Bild zürcherischen Lebens beim Ausgang der Biedermeierzeit in ihrer ganzen harmlosen Einfachheit, und zwar so, wie sie sich im Auge des Kindes noch unbewußt gespiegelt hat, aber in reiferen Jahren von der Schreiberin aufgezeichnet worden ist, da alles bereits bewußt als etwas Vergangenes empfunden ward. Die Besitzer des anmutigen Heftes haben ihre Zustimmung zur Veröffentlichung gegeben, und die beiden, das elterliche und großelterliche Haus wiedergebenden, Bleistiftvignetten der Verfasserin vervollständigen den heimeligen Charakter ihrer Erinnerungen.

* * *

Einige Worte über sie selbst mögen hier vorangestellt werden.

Mina Stockar, geb. 1836, gest. 1912, war die Tochter des Kaufmanns und spätern Domänenkassiers Felix Stockar-Eßlinger, Schwester von Felix Stockar-Trümpler in der Winkelwiese, Oberrichter Dr. Conrad Stockar-Escher und Frau Marie Pestalozzi-Stockar. Sie vermählte sich 1860 mit dem Seidenfabrikanten Johannes Tobler (1829—1876), Bruder der Professoren Ludwig und Adolf Tobler und von Wilhelm Tobler-Meyer, dem Herausgeber des Zürcher Wappenbuches, ward aber früh Witwe. Da sowohl der Gatte als der Vater starke ökonomische Verluste erlitten hatten (siehe die Fußnote S. 201) mußte sie längere Zeit ihr bescheidenes Zeichnungs- und Maltalent zum Erwerb ihres Unterhalts durch Unterricht nutzbar machen, doch gestalteten sich die spätern Lebensjahre wieder leichter für sie. Gute Beobachtung und eine gewandte Feder waren ihr sichtlich eigen. Sie starb, ohne Kinder zu hinterlassen.

Vorwort.

Nach dem Tode unsers lieben Vaters habe ich versucht, ein kurzes Lebensbild des Verstorbenen zusammenzustellen, um seinen Enkeln das Andenken an ihren Großvater lebendig zu erhalten. Dabei war mir geboten, über manches flüchtig hinwegzugehen, was zur Ergänzung der Erinnerungen an unsre Kindheit eigentlich mitgehört hätte. Heute nun lade ich Euch ein, mich auf einem Gang durch das alte Stadelhofen zu begleiten, bis zum Hause Nr. 6 (jetzt 15) in seiner frühern Gestalt, wie wir es gekannt haben, so lange dasselbe noch Eigentum der Familie Stockar war. Ich führe Euch durch alle Räume in Haus, Hof und Garten. Im Vorbeiweg treffen wir, wie üblich, den einen oder andern unsrer Hausgenossen und Nachbarn. Auch dem alten Gelbhaus auf Dorf wollen wir miteinander einen Besuch abstatten, denn in diesen beiden großelterlichen Häusern hat sich ja fast unsre ganze Kindheit abgespielt. Und diese, mit der damaligen Umgebung, Euch aufzufrischen, soll der Zweck dieser Blätter sein.

Das alte Stadelhofen und seine Bewohner um die Mitte unseres Jahrhunderts.

Ihr werdet mir beistimmen, wenn ich sage, wir haben eine glückliche Kindheit verlebt. Die Sorgen und Mühen des Lebens, die unsern Eltern nicht erspart geblieben sind, traten nicht an uns heran. Wir fühlten uns wohlgeborgen und behütet in den traulichen Räumen des Elternhauses, das, mit der guten Großmamma im untern Stock, unsre ganze uns zugehörige Heimat ausmachte.

Es war damals eine von der jetzigen sehr verschiedene Zeit. Das Leben verlief einfacher, mit weniger Abwechslung. Eisenbahnen existierten noch kaum, daher wurde weniger zum Vergnügen gereist, denn es gab noch keine verlockenden Rundreisebillets. Eine Dampfschiffahrt an einem schönen Sonntag im Sommer nach Richterswil, ein Ausflug im Wagen um den See herum oder nach Baden mit Großmamma Eßlinger gehörten schon zu den Hauptereignissen eines Jahres. Mit der Außenwelt unterhielten unsre Eltern wenig Verkehr. Auswärtige Verwandte oder Freunde, die etwa zu Besuch gekommen wären, besaßen wir keine; die Geselligkeit beschränkte sich auf die Familienzusammenkünfte, auf die „Kameraden“ und „Gespielen“ der Eltern, von denen die Ersteren allsonntäglich im Winter, die Letztern jeden zweiten Sonntag Abend bei einfacher Bewirthung sich versammelten. Man blieb mehr zu Hause und lernte sich begnügen an bescheidenen Genüssen und Freuden. Althergebrachter Sitte und Ordnung wurde ängstlicher Rechnung getragen als heutzutage; ja sie lebten sich zu festen Gewohnheiten aus. Und so war es nicht nur in unserm elterlichen Hause — nein, das ganze Quartier von Stadelhofen hatte das Gepräge eines konservativen Charakters, wie wenig andere Stadttheile von Zürich, was demselben auch den schmeichelhaften Namen des „Quartier St. Germain“ eintrug. Und dieses Gepräge sprach sich in allem aus, bis auf die Dienstboten, welche mit ihren Herrschaften verwachsen, im Dienste derselben alt und grau wurden.

Jedes Haus in Stadelhofen hatte seinen zugehörigen Hofraum und Garten, und war, mit wenig Ausnahmen, länger als eine Generation im Besitze der Familie, die dasselbe bewohnte. Ich kann mich eines Umbaues oder eines Haus-

verkaufes in jenen Jahren nicht erinnern. Wechsel in den wenigen vorhandenen Miethwohnungen kamen äußerst selten vor. Kaufläden und Firmatafeln sah man keine, wohl aber stattliche Portale vor mehr als einem Hause. Ohne auf gefelligem Fuße mit einander zu stehen, kannten sich doch die sämtlichen Nachbarn. Ein zusammengehöriges Gefühl befeelte alle. Man nahm Theil an Freud und Leid in den gegenseitigen Familien und besuchte sich bei solchen Anlässen.

Am nächsten stand uns die Familie Wertmüller.¹⁾ (Haus Nr. 38). Fast täglich verkehrten wir mit der Tante und den Kindern, und gemeinsam verlebte Jugend ist ein Band, das für alle Zeiten geknüpft bleibt.

In der Familie Meyer, uns gegenüber, fanden zwei von uns Geschwistern gleichaltrige Jugendgespielinnen²⁾. Die ganze Schulzeit verlebten wir zusammen und noch heute besteht die gemeinsame Jugendfreundschaft.

Im Baumwollenhof (Nr. 26), dem uns zunächst gegenüberstehenden Hause, war es die imposante Gestalt der Frau Voegeli-Holzhalb³⁾, die mit ihren damals schon erwachsenen Söhnen, welche ab und zu ein Mal aus der Fremde heimkehrten, uns immer einen gewaltigen Respekt einflößte. Dagegen kam uns Kindern schon die im untern Stock wohnende Familie Holzhalb⁴⁾ etwas eigenartig vor, und wir schäkten uns glücklich, daß unser Vater ungleich weniger streng und heftig war als derjenige des nachmaligen Prof. Rudolf Holzhalb. Mit diesem im gleichen Alter stehend, verkehrten wir damals öfter, ja Felix und ich giengen gemeinsam mit ihm zu Herrn Schweizer⁵⁾ in die Zeichnungsstunde.

¹⁾ Otto Werdmüller-Stochar (1807–1870), Onkel der Verfasserin, Schwiegervater von E. Huber-Werdmüller und Dr. H. Zeller-Werdmüller.

²⁾ Die Kinder des Stadtsekelsmeisters Wilhelm Meyer (1797–1877), wohnhaft im Haus zum St. Urban (Stadelhoferstraße Nr. 23).

³⁾ Joh. Voegeli-Holzhalb, Kaufmann, Vater des, damals in oestr. Diensten abwesenden, spätern Obersten und Bauherrn Arnold Voegeli-Bodmer.

⁴⁾ Hans Rudolf Holzhalb-Ruhn, Kavalleriemajor, Vater des Landschaftsmalers Rudolf Holzhalb, der bei seinem 1887 erfolgten Tode die Zürcher Künstlergesellschaft und die Tonhallegesellschaft zu Haupterben eingesetzt hat.

⁵⁾ Hans Jakob Schweizer (1800–1869), Lehrer an Stadtschule und Gymnasium, hielt lange Jahre in seiner Wohnung am Eiermarkt Samstag Nachmittags eine stark besuchte private Zeichnungsschule, in der man zwar künstlerisch nicht stark gefördert wurde, aber sich gut amüsirte und das Zeichnen

Und was läßt sich von dem folgenden, an den Baumwollenhof anstoßenden Nachbarhause (heute Nr. 22 und 24) erzählen, in dessen vier Stockwerken zwei alte Jungfern ein beschauliches Dasein führten? Beide waren unter sich verwandt, Tante und Nichte¹⁾, beide erfreuten sich des Vornamens Esther, beide waren klein von Gestalt, die eine dick, die andre dünn mit langer Nase, und beide hatten einen nicht unbedeutenden hohen Rücken. Jungfer Lochmann, die ältere, wohnte unten und ließ sich selten sehen. Sie hielt zwei langjährige Mägde, ebenfalls Tante und Nichte, die alte dicke Katherine und das jüngere Rätherli, die uns Kindern wohlgenoten waren, wenn wir ihnen auch hie und da muthwilliger Weise vom Fenster aus hinüberriefen:

„Ratheri, laß d' Hühner y,
Laß de Guggel lauffe,
Mer wänd e morn verchauffe.“

Wenn Jungfer Lochmann ihre eben so alten Gespielen zu sich eingeladen hatte, so konnte man gegen fünf Uhr Abends einen Tragsessel²⁾ nach dem andern in ihren Hof einrücken sehen, und oft warteten ein Stück vier oder fünf dieser antiken Möbel während des Abends dort auf die Heimkehr ihrer Insassen. Jungfer Hirzel, ihrer winzig kleinen Figur wegen allgemein nur als Estherli Hirzel bekannt, verkehrte mehr mit der Außenwelt. Sie hauste mit einer Magd in den beiden obern Stockwerken und beschäftigte sich viel mit ihrem Garten und ihrer Oekonomie. In unglaublicher Negligé-Toilette ergieng sie sich oft in aller Morgenfrühe in ihrem Hof zu solchen Zwecken.

Möglichst verschieden von diesen beiden Nachbarinnen, aussterbenden Typen des alten Zürichs, waren die Besitzer des anstoßenden Sonnenhofs³⁾, an dessen zugehörigen Rebberg wir

lieb gewann, was nicht von allem Schulzeichnungsunterricht gerühmt werden kann. Der Herausgeber ist der letzte Schüler des freundlichen Mannes gewesen, zu einer Zeit, da dieser über dem Korrigiren oftmals sanft eingeschlafen ist.

¹⁾ Esther Lochmann, alt Statthalters und Friedensrichters Tochter (1779—1858) und Esther Hirzel, alt Oberforstmeisters Tochter (1794—1862).

²⁾ Solche Sänsten finden sich im Souterrain des Landesmuseums und gehörten zum Inventar vornehmer Häuser. Man konnte sie aber auch mit den zugehörigen Trägern (den „Sesselträgern“) für den Abend miethen.

³⁾ Stadelhofen Nr. 12.

aus den Fenstern unsrer Wohnstube hinausschauen konnten, während der Garten diesseits der Straße sich längs des unsrigen bis zur Seestraße erstreckte. Dort lebte die Familie Sieber¹⁾. Der jüngste Sohn, Julius, ein wilder Junge, immer der erste auf der Gasse und Schlittbahn, war ein Altersgenosse von Felix und, wie Mamma zu erzählen pflegte, mit ihm am selben Tage im Fraumünster getauft worden. Sein ältester Bruder, Wilhelm, ein roher Geselle von herkulischer Gestalt, wurde von jedermann gefürchtet, seiner ungewöhnlichen Körperkraft wegen, von welcher er nicht immer würdigen Gebrauch machte. Er verstand keinen Spaß, und als sein Bruder und Felix sich einmal hatten einfallen lassen, ihn zu necken, nahm er die beiden Jungen frisch beim Schopf und tunkte sie Kopf über in den Brunnentrog. — Im Sonnenhof befand sich ein Eisengeschäft²⁾, und einer der Knechte, denen wir oft begegneten, der alte Salomo, war ganz kupferbraun im Gesicht, dazu barsch und böse. Wenn uns Großmamma aus Schillers Balladen den Gang nach dem Eisenhammer vorlas, so war mir dieser Salomo das verkörperte Bild des Knechtes, der dem frommen Fridolin zur Antwort gab:

„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Herr wird seine Diener loben.“

Das letzte Haus gegen der Stadtgrenze, zum Olivenbaum genannt, gehörte dem Herrn Oberst Orelli³⁾. Derselbe, als Inhaber eines großen Spezereigeschäftes, pflegte seine Oelfässer meist selbst noch auf einem Handwagen durch die Straße zu stoßen. In seinem langschößigen blaugrauen Rocke mit gleichfarbiger Dächlikappe war er eine originelle Erscheinung. Bei ihm zur Miethe wohnte die mit uns verwandte Familie Landolt.

Mit den Landolt'schen Kindern⁴⁾, von denen fast alle mit uns im gleichen Alter standen, verkehrten wir am häufigsten.

¹⁾ Salomon Sieber-Waser, Kaufmann (1792—1852), mit seinen Söhnen Wilhelm, Hermann (später Siber-Lang) und Julius.

²⁾ Filiale der Basler Firma Leonhard Paravicini, welche damals den nordschweizerischen Eisenhandel dominirte.

³⁾ Hans Heinr. v. Orelli-Cramer (1794—1866), Urgroßvater von Bez.-Richter H. v. Grebel.

⁴⁾ Kinder des Spitalkassiers Joh. Heinr. Landolt-Rahn. (1792—1847) Der Sohn Hans Heinrich ward Prof. und Geheimrath in Berlin, der zweite Sohn, Robert, Direktor der Reishauer'schen Werkzeugfabrik. Durch die Mutter waren sie mit der Stockar-Familie verwandt.

Im Sommer trafen wir uns auf der Gasse, auf dem damaligen Viehmarkt, den jetzigen Stadelhofer-Anlagen, zu gemeinsamen Spielen zusammen, oder wir wagten uns auf Entdeckungsreisen gegen die hohe Promenade hinauf, und gelangten dann entweder durch das untere oder obere „Holohoh“ unter der Promenade hindurch in eine uns wenig bekannte Welt, nach dem frühern Schanzengebiet, auf welchem später die Friedhöfe angelegt wurden. Zeitweise, namentlich während der Sommerferien, betrieben wir auch mit mehr oder weniger Erfolg die Angelfischerei im nahen Hafen. Die erbeuteten lebenden Nasen, Egli, Laugeli und wie die Fische alle heißen, fristeten dann in unserm Springbrunnen noch einige Zeit ihr Leben; die dafür als nicht tauglich erachtete Beute lieferte etwa einmal ein leckeres, selbstzubereitetes Gericht, das uns herrlich schmeckte. Im Winter trafen wir uns auf der Schlittbahn oder auf dem Eis der nahen „Krache“, da, wo wir jetzt auf dem Seequai und der Dufourstraße spazierengehen.

Immer fühlte man sich im Landoltischen Hause freundlich aufgenommen, bis die guten Eltern frühe bald nach einander starben und die verwaisten Kinder dann zu ihrer und unsrer Betrübnis eine andre Wohnung bezogen.

Die Schmidte, dem Olivenbaum gegenüber, kann ich zum Schluß nicht unerwähnt lassen. Ein Glied der Familie Vogel, welcher das Haus gehörte, war ungewöhnlich klein geblieben, eine wirkliche Zwergin. Für alle körperlichen Gebrechen haben Kinder von jeher ein besonders geschärftes Auge und Interesse, und so war uns diese Mißgestalt ein Gegenstand von Wichtigkeit.

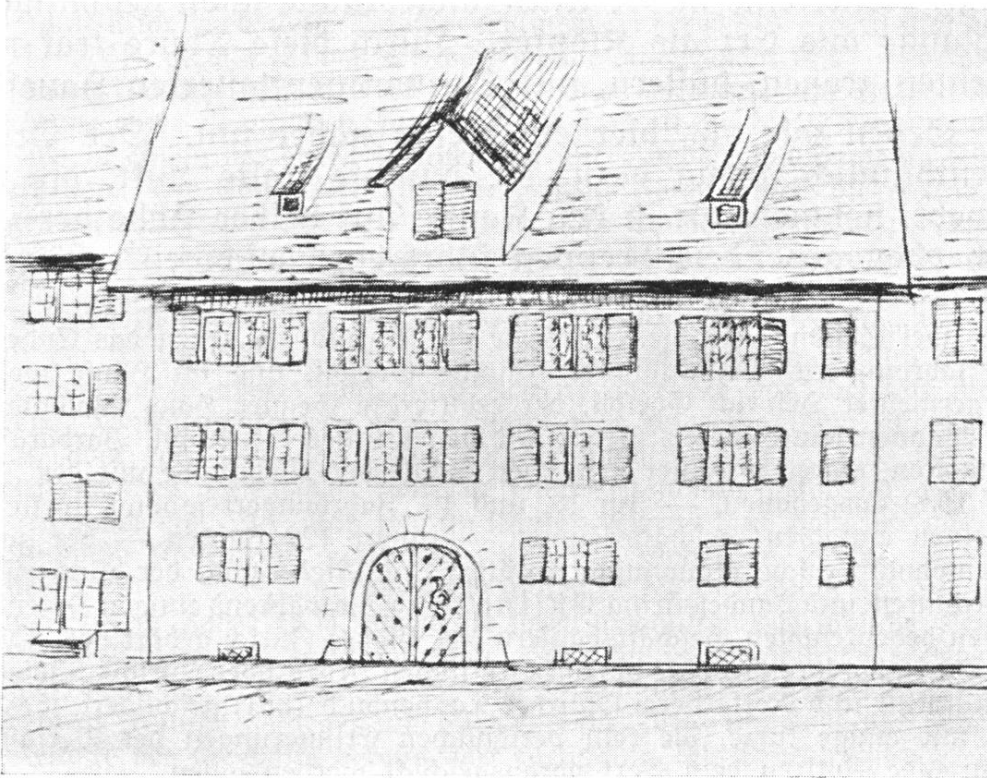
In diesem Hause, im obern Stock, wohnte der von den Brüdern ziemlich gefürchtete Lehrer Naegeli*) mit Frau und Nichte, Lisettli Hurter, welche, einige Jahre älter als ich und sehr geschickt, sich mir bei Weihnachtsarbeiten für Mamma oft gerne behülflich erzeigte.

Dieß waren unsre Nachbarn nach außerhalb; nach der Stadt zu kannten wir die Familien ebenfalls, doch kamen wir

*) Hans Jakob Naegeli, V. D. M., des größern Stadtraths, Lehrer an der Stadtschule (1804—1866), steht auch in der Erinnerung des Herausgebers noch mit seinem traditionellen Drohnamen „Hofenspanner“, aber ohne jedes persönliche Erlebnis einer wirklichen Exekution mit dem ominösen Rütthchen.

weniger mit denselben in Berührung. Der nachmals am berühmtesten Gewordene unter den damaligen Bewohnern von Stadelhofen ist der Dichter Conrad Ferdinand Meyer¹⁾.

Wir gehen nun, ohne uns weiter aufzuhalten, an den übrigen Häusern vorbei nach dem Oberdorf zu, in's Gelbhaus, um von dort dann nach Hause zurückzukehren.



Das gelbe Haus im Oberdorf.

Ein großelterliches und ein urgroßelterliches Heim.

Das „Gelbhaus“²⁾, (Oberdorf Nr. 10) von mütterlicher Seite her unser großelterliches Haus, in der Oberdorfsgasse gelegen, umfaßte nach hinten gegen die Winkelwiese hinauf einen großen Komplex Landes. Auch dieses Haus wurde, nachdem es in andere Hände übergegangen war, gänzlich um-

¹⁾ Er wohnte mit Mutter und Schwester von 1845—1857 im Haus zum Langen Stadelhof.

²⁾ Der Blick, den uns die Verfasserin in das Innere des „Gelben Hauses“ und auf sein Ausgelände tun läßt, so wie alles vor der vollständigen Umbaute vom Jahre 1852 ausah, ist von Wert, denn die Liegenschaft bietet

gebaut, und das jetzige Gebäude erinnert nur noch dem Namen nach, den es behalten hat, an das Haus von ehemals. Das Gelbhaus war der Stammsitz der einst zahlreichen Familie Eßlinger, und zeichnete sich vor seinen Nachbarhäusern hauptsächlich durch seine gewölbte, massive eichene Hausthüre aus. Dieselbe hatte selbstverständlich einen gelben Anstrich, war mit großen blanken Messingknöpfen beschlagen, und statt der Hausklingel diente eine in der Mitte angebrachte schön geschlungene Schlange aus Erz als Klopfer. Durch diese Thüre trat man in einen großen, düstern, mit Steinen gepflasterten Hausflur.

Sehen wir uns hier ein wenig näher um. Der Ort ist eigenthümlich genug dazu, die dumpfe, kalte Luft, die uns anweht, nehmen wir in den Kauf. Auf halber Höhe der zwei nach oben gehenden Treppen führt eine geschweifte hölzerne

nach zwei Seiten Interesse. Sie war im 15. und bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Besitztum der Familie Goeldli, und im Hause wohnte Bürgermeister Heinrich Goeldli, der erbitterteste Gegner Hans Waldmanns. Die Wappen seines Enkels Georg und dessen erster Gemahlin, Barbara von Bonstetten, waren an einer steinernen Säule der Wohnstube mit der Jahrszahl 1539 ausgehauen. — Im 18. und 19. Jahrhundert sodann spielte sich in seinen einfachen Geschäftsräumen — innert 120 Jahren — der ganze, ungewöhnlich rasche ökonomische Aufstieg und Niedergang der zürcherischen Fabrikanten- und Handelsfirma Eßlinger ab, die während einigen Dezennien zu den bedeutendsten Geschäftshäusern des Platzes Zürich gehört hat. Oberst Ad. Bürkli hat ihre Geschichte in seiner trefflichen Arbeit über Zürichs Indienne-Manufaktur und Rotfärberei (Zürcher Taschenbuch 1881) geschildert, weshalb hier nur einige kurze, die rein persönlichen Erinnerungen der Verfasserin ergänzende Notizen dem Text vorausgeschickt werden sollen.

Im Jahre 1725 kaufte David Eßlinger (1679—1730), der Enkel eines katholisch gewordenen und nach Trient ausgewanderten Gliedes dieser Familie (von dem aber ein Sohn, der Vater des obgenannten David, wieder als Knabe nach Zürich zurückgekehrt war, von alt Landvogt Joh. Jak. Escher für 2750 Dukaten das Gelbhaus, um einen Laden einzurichten und darin den seltsamen Doppelberuf eines Bäckers und Schirmmachers zu betreiben. Dem intelligenten und strebsamen jungen Manne genügte aber sein bescheidenes Doppelgewerbe nicht lange. Die durch französische Refugianten in die Schweiz eingeführte und im 18. Jahrhundert zu Zürich bereits mehrfach betriebene, aber durch die Rückständigkeit der Färber gehinderte Indienne-Fabrikation schien ihm bessere Aufstiegschancen zu bieten, vorausgesetzt daß es gelingen sollte, den Gewerbszwang dieses Hilfshandwerks zu brechen oder die Färber zu größerer Betriebsamkeit anzuspornen. Das letztere gelang ihm denn auch. Seine 1720 gegründete Firma gewann bald an Bedeutung, und als David Eßlinger (-Ziegler-Bodmer) 1730 die Augen schloß, konnte er seinen Nachkommen ein aufblühendes Geschäft hinterlassen. Dem Sohn David Eßlinger (-Keller-Römer), 1702—1758,

Brücke nach der links liegenden Schreibstube von Onkel Rahn*), von welcher man durch ein kleines Fenster in den Hausflur hinuntersehen kann. An der Wand zwischen diesem Fenster und der Brücke ruht auf Pfosten eine Feuerspritze, roth angemalt und mit dem Eßlinger-Wappen geziert. Hoch oben von der Decke herunter hängen an zwei Stangen eine Anzahl

und namentlich den Enkeln, Melchior Eßlinger-Escher (1738—1803) und David (1754—1791), gelang es, das Geschäft weiter auszubauen und — besonders mit dem 1780 erfolgten Erwerb des Ott'schen Landgutes im Hard und der Errichtung einer eigentlichen Fabrik mit Wasserkraft auf dieser Liegenschaft — dasselbe zu einem der ersten industriellen und Handelsetablissemte Zürichs zu erheben. Die Comptoirräume im Selben Haus behielt die Firma, des bequemeren Verkehrs mit den Tüchlern vom Lande wegen, bei; 1785 entrichtete sie den höchsten Pfundzoll (entsprechend einem Warenumsatz von ca. Fr. 950,000.—), und bei seinem Tode hinterließ Melchior seiner großen Familie ein für jene Zeit sehr bedeutendes Vermögen. Das war allerdings der Höhepunkt der Eßlinger'schen Herrlichkeit. Die Firma hatte zwar auch bis zum Ende des Jahrhunderts noch gute Zeiten; aber der das Geschäft weiterführende Conrad Eßlinger-Ott-Hartmann war zwar wohl ein guter Kaufmann, aber kein Techniker. Die Staatsumwälzung von 1798, sowie die darauffolgenden Kriegsjahre wirkten selbstverständlich hemmend auf allen Exporthandel ein. Im Elsaß wie im Kanton Glarus war nach und nach eine empfindliche Konkurrenz entstanden, und den schwersten Schlag gegen die zürcherische Indienne-Industrie führte schließlich die Gründung des Deutschen Zollvereins im Jahre 1834, indem sie ihren Produkten das südliche Deutschland und Bayern fast ganz verschloß. Dem lange anhaltenden hohen Einkommen der Geschäftsinhaber entsprechend war auch die Lebenshaltung der zahlreichen Familie gestiegen und blieb eine für Zürich ungewöhnlich hohe, als die Rendite des Geschäfts bereits stark zurückging. Als Conrad Eßlinger-Hartmann 1837 starb, wies sein Vermögensstand nur noch Fr. 200,000.— auf. Da der gleichnamige einzige Sohn Conrad noch minorenn war, übernahmen die beiden Tochtermänner Felix Stockar und Hans Caspar Rahn für je 66000 das Fabrikations- und Handelsgeschäft, dessen bereits bedrohte Lage ihnen wahrscheinlich nicht genügend bekannt war. Ihre verfügbaren Mittel scheinen auch nicht ausgereicht zu haben, um das Schiff wieder zu heben, und schon nach wenigen Jahren mußte die Firma ihre Zahlungen einstellen. Der Witwe des verstorbenen Conrad (also der Großmutter unserer Verfasserin) und dem gleichnamigen Sohne („Onkel Conrad“) blieb die wertvolle Liegenschaft zum Selben Haus, deren parzellenweise Verwertung erst später eintrat. Der genannte letzte Sproße dieses Zweiges der Familie Eßlinger war nicht so veranlagt, daß er ihn zu neuer Blüte hätte bringen können. Nach später Heirat starb er kinderlos. Maler Diogg hat zwei große Familienbilder für Melchior Eßlinger-Escher gemalt und ist auch sonst für die Familie tätig gewesen.

*) Hans Caspar Rahn-Eßlinger, Commissionär (1806—1861). Das Ehepaar war kinderlos. Die Witwe starb 1893.

mächtiger schwarzer Feuerkübel¹⁾. Im Hintergrunde, unter der Treppe, steht eine alte Sänfte, die zu unsrer Zeit nicht mehr gebraucht worden ist, von der aber unsre Mamma erzählt hat, daß sie und Tante Rahn als Mädchen von den Dienern des Hauses darin seien auf den Ball getragen worden.

Im ersten Stock wohnte Großmamma Eßlinger²⁾ in den drei nach der Straße gehenden Zimmern, mit Onkel Conrad³⁾, dessen Stube nach hinten lag. Den obern Boden hatten Onkel und Tante Rahn inne, mit Onkel's Mamma, der Tante Oberstin⁴⁾. Von der geräumigen Laube des ersten Stockwerkes, mit nußbaumenen Sitztrögen, alterthümlichen Sideln und Fergtisch versehen, gelangten wir nach hinten über eine kleine Binne, an einem Ziehbrunnen mit Inschrift vorbei, in den Hof, der ringsum von Gebäulichkeiten umgeben war, die früher Geschäftszwecken gedient hatten. Ein Waschhaus, ein Hühnerhof, eine Trotte, ein Holzhaus, ein Pferdestall, die Wohnung des Knechtes und andere Gelasse befanden sich in denselben, und gaben den Kindern viel Gelegenheit zum Herumstöbern. In der alten Fergstube trieb Meister Staub, der betagte Handlungsdienner von Onkel Rahn, sein Wesen.

Zwei lange steinerne Treppen führten aus dem Hof in den Garten, und weiter hinauf über Stufen durch Bogengänge in den Weinberg, zu den Terrassen und zum kleinen Rebhäuschen. Dort, wo man schon einer weiten freien Aussicht auf Stadt, See und Gebirge genoß, brachten wir mit Mamma manchen schönen Sommerabend bei Großmamma zu. Dann ließ diese durch ihre Amalie Kaffee und Milich, wie beide auf

¹⁾ Zur Zeit, da noch keine Druckwasserleitungen und lange Schläuche existirten und auch nur wenige Feuerspriken, mit schwacher Leistungsfähigkeit, zur Verfügung standen, wurde bei Brandfällen das Wasser durch von Hand zu Hand gebotene Ledereimer von der nächsten Schöpfgelegenheit zur Brandstelle befördert. Die Hausbesitzer waren zur Bereitstellung der Kübel verpflichtet und jeder Einwohner konnte zur Dienstleistung in der Kette angehalten werden.

²⁾ Justine Karoline Hartmann von Brackenheim (1789—1856), Wittwe (seit 1836) von Hs. Conrad Eßlinger, Fabrikant.

³⁾ Hans Conrad Eßlinger (1819—1892), kurze Zeit Stadtrichter, sonst beruflos. In späteren Jahren (1877) mit Emilie Louise Oechslin von Augsburg (1842—1915) verheirathet. Kinderlos.

⁴⁾ Anna Rahn-Schinz (1783—1863), Wittwe von Oberst Heinr. Rahn seit 1861, Schwager Direktor Felix Stodars, und somit auch von dieser Seite entfernter Verwandter der Verfasserin.

gut schwäbisch sagten, sowie das Abendessen hinauftragen, und im Bogengang wurde getafelt. An Sonntagen waren wir in früheren Zeiten alle 14 Tage Großmamma's Mittagsgäste.

Oben auf der Höhe, auf zwei Seiten von Weinbergen umgeben, stand das „große Rebhaus“, das im Erdgeschoß ein durch zwei Stockwerke durchgehendes Gewächshaus, und oben den großen Saal mit den Familienbildern enthielt, der aber nur bei besonders festlichen Gelegenheiten geöffnet wurde. In diesem, später zum Wohnhaus umgebauten*), Gebäude verbrachte Großmamma noch ihre letzten Lebensjahre und erfreute sich dort an mehr Licht, Luft und Sonnenschein als drunten im düsteren Selbhaus, wenn sie sich auch manchmal nach den alten vertrauten Räumen zurücksehnte.

In diesen weitläufigen Anlagen, in die sich jetzt verschiedene Besitzer theilen, wuchsen und reiften damals alle Arten herrlicher Früchte, und wir durften uns, im Gegensatz zu Stadelhofen, an allen frei erlaben, waren wir ja doch die einzigen Enkel von Großmamma Eßlinger. Und gewiß hatte sie uns auch sehr lieb; aber schon um ihrer körperlichen Gebrechen willen widmete sie sich uns nie so ausschließlich, wenn wir bei ihr waren, wie Großmamma Stockar. Doch machte sie uns Freude, wann und wie sie konnte.

Der Herbst mit dem Wümmet war für uns die schönste Zeit im Jahr. Dann, nachdem wir uns den Tag über in den Reben herumgetrieben, und Trauben nach Herzenslust gegessen hatten, durften die Brüder bei anbrechender Dunkelheit ein kleines Feuerwerk abbrennen, und nachher gesellten wir uns zu den Wümmern in's Rnechtenstübli. Dort, bei herrlich schmeckendem Wümmerkäs und Most wurden Spiele gemacht, wie zum Beispiel:

„Unter einer grünen Eich, nah bei einem Wasserteich“

oder

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“

Und wir unterhielten uns köstlich dabei.

* * *

*) Es stand an der Stelle des bis in die letzten Jahre der Familie Martin gehörenden Hauses in der Winkelwiese, das jetzt dem Neubau des Herrn Direktor Groß Platz gemacht hat.

Es war dieß aber nicht der einzige Wümmet, zu dem wir als Kinder geladen waren — nein, wir wußten, warum wir Herbstferien hatten. Draußen im Riesbach lag das Landgut unsrer Urgroßeltern Schinz¹⁾, der Eltern von Großmamma Stockar. Zur Zeit der Weinlese herrschte ein reges Leben bei den alten Leuten. Alle Tage hielten sie offene Abendtafel für die weit verzweigte Familie. Mit wonnigen Vorgefühlen, einem vergnügten Nachmittag entgegenzugehen, wanderten wir dann an der Hand der lieben Großmamma Stockar den schattigen Fußweg längs des (damals noch offen fließenden) Mühlebachs hinaus, über die gedeckte Brücke bis dorthin, wo sich heute neben dem alten, längst umgebauten kleinen Landhaus die stolze Villa Brandt auf dem Grund des einstigen Weinbergs erhebt. Auf's herzlichste von dem betagten Großpapa empfangen, traf man dort immer junge Gesellschaft, mochten es die Schinzischen²⁾ oder Landoltischen³⁾ Kinder, oder unsre nähern Vettern und Basen Muralt⁴⁾ und Heß⁵⁾ sein. Hatte sich die Jugend im Weinberg an den Trauben gütlich gethan, so war sie nachher um Unterhaltung nicht verlegen: Entweder wir setzten das alte Caroussel im Schopf unten am Bach in Bewegung, oder wir fuhren in einem kleinen Leiterwagen zu vier oder fünf auf der Straße den Berg hinunter, bei welchem Vergnügen Hans Schinz⁶⁾ (jetzt in Liverpool) meist den Rutscher spielte. Später waren so viele Kinder zugegen, daß wir beim Abendessen an einen eignen Tisch gesetzt

¹⁾ Es ist das (seit her umgebaute) Haus zum Brunnenhof (Südstr. 37. Siehe m. Zürcher Bilder aus fünf Jahrhunderten). Erbaut von Jhr. Hans Heinrich Lochmann, zeigt es über seinem eisernen Portal die Wappen eines spätern Besitzers und dessen Gattin (Goßweiler und Escher); durch Verheirathung einer Erbtöchter Goßweiler, Anna Barbara (1782—1842) mit dem Kaufmann Joh. Casp. Schinz (1759—1847), XIIer, d. großen Raths und Gen.-Adjutant, zum Grabengarten, gelangte es in den Besitz dieser letztern Familie und damit in die Stockar'sche Verwandtschaft, da die Schwester von Joh. Caspar Schinz, Susanna, sich mit dem Direktor Felix Stockar vermählt hatte.

²⁾ Die Enkel des Gastgebers.

³⁾ Aus dem Olivenbaum. Siehe S. 197.

⁴⁾ Die Kinder von Oberst Hans Heinr. Muralt im Thalgarten und der Anna Stockar, Schwester des Vaters der Verfasserin.

⁵⁾ Die Kinder des Paulus Heß-Stockar im Florhof.

⁶⁾ Hans Caspar Schinz-Bleuler (1837—1912), Sohn des Landschafts- und Thiermalers Georg (1794—1845), später in Liverpool bleibend niedergelassen.

wurden, was uns nur um so besser freute, und die gute Haushälterin Babette Leimbacher versorgte uns immer reichlich mit ihren selbstgebackenen Eierröhrli und Modelküchli.

Bei besonders guten Herbstn wurde am Abend des Krähhahnens einige Mal unter der Leitung von Onkel Muralt ein schönes Feuerwerk abgebrannt. Auch gab es am spätern Abend noch einen Tanz der theilweise verkleideten Wümmen und Wümmeninnen, unter die sich auch etwa ein tanzlustiges Pärchen aus der Familie mischte. Doch so lebhaft unsre Wünsche dahin giengen, das Fest bis zu Ende zu kosten, so mußten wir, eingedenk des weiten Heimwegs, uns immer viel zu früh von diesen Herrlichkeiten trennen, und kehrten dann, meist in guter, heiter gestimmter Gesellschaft, dennoch seelenvergnügt nach Hause zurück.

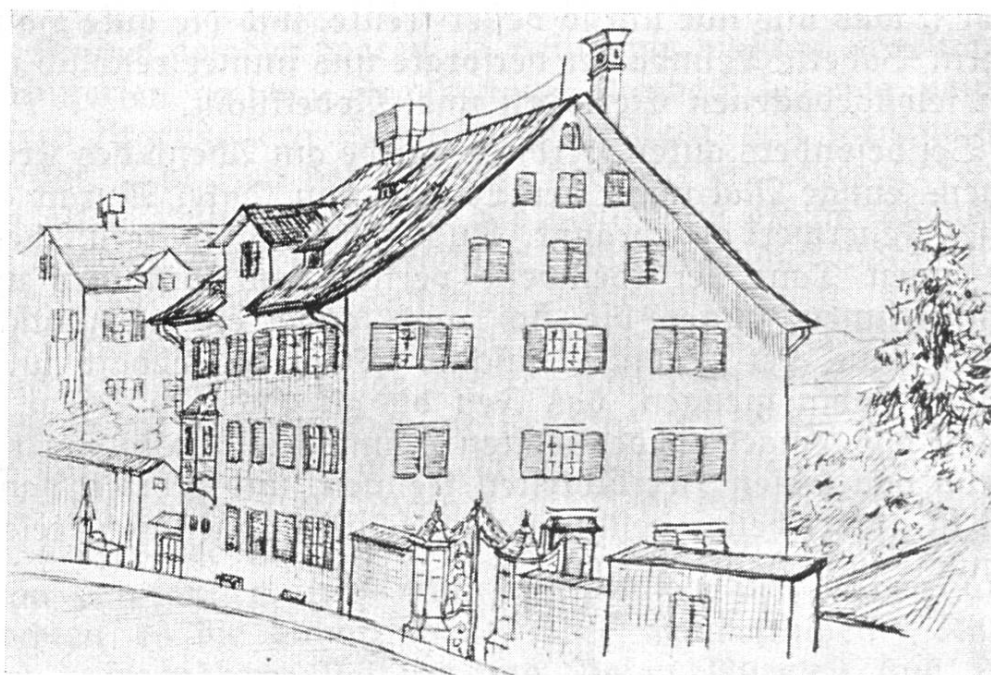
* * *

Das elterliche Heim.*)

Unser Haus, in dem wir alle geboren wurden, und das ich vom Großvater auf die beiden jüngern Brüder von Papa,

*) Ueber dieses Haus, das später starke bauliche Veränderungen erfahren hat, sowie über seine früheren Bewohner mögen hier noch einige Notizen erwünscht sein.

Es gehört (1612 genannt Oberes Haus, 1759 Tischtrude, 1762 Vogelfang) zu denjenigen Häusern des Quartiers, welche schon vor der Schanzenbefestigung außerhalb des Mauergürtels entstanden waren. Erworben worden ist das große, ursprünglich dazu gehörende Terrain von dem Rathsherrn Peter Lochmann, der wahrscheinlich auch das Haus gebaut hat. Bei seinem Tode (1667) gieng es an seinen Sohn, den Oberst Heinrich Lochmann, über, der im untern „langen Haus“ den bekannten „Lochmann-Saal“ (jetzt im Landesmuseum) eingebaut hat, und von den Erben seines Sohnes, des Gardehauptmann Heinrich Lochmann, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, an den Kaufmann Joh. Keller. 1762 kaufte es Hans Conrad Stockar-Bürkli und durch Erbfolge gieng es weiter 1771 an den Direktor Felix Stockar-Ott (1743—1796) und 1796 an Direktor Felix Stockar-Schinz (1777—1840). Bei dessen Tode übernahmen es zwei der Söhne, Hans Stockar-Escher im Kronenthor und Bergrath Hans Kaspar Stockar-Escher im Beltweg. Die Witwe und der dritte Sohn, Felix Stockar-Ehlinger, blieben im Hause wohnen, bis es nach dem erfolgten Tode der erstern (1868) an Prof. Alexander Schweizer, Pfarrer am Großmünster, verkauft wurde, der die Umbaute vornehmen ließ und nach seinem Rücktritt vom Pfarramt bis zu seinem Hinschied darin seinen Wohnsitz nahm. Dann gieng das Haus an den Sohn, Oberst Alex. Schweizer, über und befindet sich jetzt im Besiß des Enkels, Dr. med. Robert Schweizer. Durch die Neubauten gegen den See



Vignette des Hauses zum Vogelsang im Stadelhofen.

Onkel Hans und Onkel Caspar*) vererbt hatte, gehörte zu den ansehnlichsten in Stadelhofen (Nr. 15). Durch ein großes schmiedeisernes Portal von guter Arbeit, aus einem frühern

hin und die Erstellung des Corsotheaters hat die Gegend ihren frühern Charakter völlig verloren, weshalb die Beigabe der Titel-Vignette nach einem seltenen Blatt des Kupferstechers Mathias Pfenninger im Besitz der Centralbibliothek von Interesse sein dürfte. Im Innern gemahnt die allgemeine Eintheilung nebst den Thüren und Fensterrahmen aus Nußbaumholz noch an den alten Bestand. Das — übrigens blos profansten Zwecken dienende — Thürmchen, das der Pfenninger'sche Stich noch zeigt, ist verschwunden.

Die zu Anfang des Textes erwähnte, von der Verfasserin „den Enteln“ gewidmete, pietätvolle Erinnerungsschrift über den geliebten Vater, Felix Stockar-Eßlinger, schildert ihn als eine stille, aber frohe und zufriedene Natur, friedfertig und hilfsbereit im Verkehr mit Jedermann. In die schwerwiegenden ökonomischen Veränderungen, welche die unglückliche Uebernahme des Eßlinger'schen Fabrikgeschäftes mit sich brachte, schickte er sich klaglos, übernahm zuerst eine Prokuristenstelle im Geschäft seines mütterlichen Verwandten, Hans Caspar Schinz, und ward hernach staatlicher Domänenkassier (1862—75), während gleichzeitig gemeinnützige Thätigkeit seinen gemüthlichen Bedürfnissen Genüge that. Er starb den 31. Januar 1885.

Ueber die (1813 geborene, 1869 gestorbene) Mutter, Caroline Wilhelmine Eßlinger, fehlen uns leider persönliche Ueberlieferungen.

*) Hans Stockar-Escher im Kronenthor und Hans Caspar Stockar-Escher im Zeltweg.

Jahrhundert stammend, gelangte man über den Hofraum zur Hausthüre. Ein anderes Portal führte vom Hof in den Garten. Im Parterre des Hauses war links die Schreib- und Ferggstube, rechts das Comptoir von Onkel Hans, der als Hausherr ein ziemlich strenges Regiment führte. Nach hinten lag der Saal mit den Ahnenbildern und andern Alterthümern, der aber zu unsrer Zeit mehr als Aufbewahrungsraum für Seiden- und Obstvorräthe, denn für festliche Anlässe diente. Im ersten Stock wohnte Großmamma*), der obere Boden war für unsre Eltern bei ihrer Verheirathung eingerichtet worden.

Im ganzen Haus existirten keine Gemachthüren, dagegen große weite Lauben, im Sommer hell und lustig, im Winter recht kalt. Auf diesen Lauben standen sich gegenüber je zwei vierthürige geschweifte nußbaumene Wandschränke mit Messingbeschlagen, die Thüren und Treppengeländer waren entsprechend. Es machte einen stattlichen Eindruck, denn alles wurde stets gut unterhalten, das Holzwerk jeden Samstag gewischt und das Messing oft zweimal wöchentlich gepuzt. So geräumig das Haus war, so konnte man doch die innere Eintheilung der Wohnräume nicht gerade bequem nennen, und als wir Kinder älter wurden, war man oft recht beschränkt im Platz.

Unsre Wohnstube bildete die Ecke gegen das Meyer'sche Haus (St. Urban) und gegen die Straße, und zählte nicht weniger denn sieben Fenster. Der große mit Bildern aus Lafontaine'schen Fabeln blau bemalte Ofen, mit grünen Rachein in der Mitte, nahm viel Raum ein. Außer dem Sopha vor den drei Fenstern, mit dem runden Eßtisch davor, der Commode rechts von der Eingangsthüre, Mamma's Arbeitstischchen und der winzig kleinen Console unter dem schmalen Spiegel, enthielt die Stube nebst den Strohseßeln (!) weiter keine Möbel. Die Hauptwand nahm das in's hellgrün angestrichene Getäfel eingefügte Puffert (Büffet) ein, in welchem viel untergebracht werden konnte. In der Vertiefung desselben hatte die Uhr ihren Platz. Darüber hieng in früheren Jahren eine Lithographie, darstellend, wie ein Dorfschulmeister seine ungehorsamen Schüler abstrafft. Oberhalb der Commode kann ich mich erinnern, noch die Bilder von Abélard und Héloïse

*) Die Wittwe des Direktors Felix Stodak-Schinz (1777—1840).

in Mönchs- und Nonnentracht gesehen zu haben, die dann später durch diejenigen unsrer Urgroßeltern Schinz (Schinz-Goßweiler im Grabengarten) ersetzt wurden. Ueber Mamma's Arbeitstisch, an der schrägen Eckwand zwischen den zwei Fensterreihen, hat das Bild eines aus dem Kriege heimgekehrten Schweizeroldaten, der seinen Landsleuten seine Erlebnisse erzählt, unsre Aufmerksamkeit oft gefesselt.

Von der Wohnstube gelangte man in die Schlafkammer, wo früher die Buben, später die Mädchen ihre Schlafstätten hatten, und welche zugleich als Lern- und Spielraum diente, dann von da in's Visitenkabinett mit dem Himmelbett und den beiden Oelbildern von Papa und Mamma als Bräutigam und Braut. Beide Räume verfügten weder über einen eignen Ofen, noch über einen Ausgang nach der Laube. Dagegen treten wir durch eine weitere Thüre in die Visitenstube ein.

Diese, mit ihrer rothen Seidendamasttapete, den entsprechenden gleichfarbig seidenen Möbeln, den Goldleisten, dem Fußbaumtäfel, dem Gemälde oberhalb des Sopha's und den schönen Kupferstichen, der weißen Marmorstockuhr mit den vergoldeten Figuren aus der Geschichte Belisars, und dem eingelegten Fußboden, erschien uns Kindern immer wie ein Heiligthum, das wir auch nur selten betreten durften. Dieß waren immer feierliche Anlässe, z. B. wenn Mamma ihre „Gespielen“ bei sich versammelte, oder zu Weihnachten. Dann nahmen sich alle die schönen Sachen bei Beleuchtung noch festlicher aus und erhöhten den Eindruck. Auch an Sonntag Vormittage erinnere ich mich, wo die Morgensonne freundlich hereinschien, und die Eltern, nachdem die Kirchenglocken verklungen waren, uns dort um sich versammelten, mit uns eine Predigt lasen, und jedes von uns einige Verse aus dem Gesangbuch der Reihe nach aussagte. Unter diesen ist mir besonders einer im Gedächtniß geblieben, den unser Papa nie unterließ, das eine oder andere von uns zum Schluß und wohl auch als Wegleitung für die angetretene Woche, beten zu lassen. Er lautet:

O wie lieblich ist's, wenn Brüder
Friedlich bei einander sind,
Wie am Leibe alle Glieder
Eins und immer einig sind.
Ueber solchem Friedenshaus
Breitet sich der Segen aus.

Diese und andere wichtige Momente unsers Lebens giengen in der rothen Visitenstube vor. Und wenn in uns Kindern etwas zuerst den Sinn für's Schöne hat wecken können, so war es dieser Raum, der mit seiner gediegenen kostbaren Ausstattung so sehr von unsrer übrigen einfachen Einrichtung abstach.

An die Visitenstube angrenzend lag die Küche, mit schönster Lage nach Süden, eine Nachbarschaft, die unsrer Mamma nie gefallen hat. Gegen den Garten hin gingen zwei Fenster der Laube, die Schlafkammer der Brüder und das Schlafzimmer der Eltern, die blaue Stube, in welcher Mamma sich auch während des Tages oft aufhielt und zuweilen Besuche empfing.

Eine halsbrechende dunkle Treppe führte auf die Winde, wo sich geräumige Vorraths-, Plunder- und Dienstbotenkammern befanden. Noch eine Treppe höher, und wir sind auf der mächtig großen obersten Winde, die zum Aufhängen der damals noch üblichen Halbjahrwäschen (!) in Fällen von Regenwetter sich trefflich eignete. Aus den zahlreichen Dachlücken konnte man weite Umschau halten.

Von dort aus wollen wir die Treppen heruntersteigen, und kommen hart an Großmamma's Wohnstube vorbei. Gerne würden wir hier eintreten, doch haben wir der Guten früher schon einmal einen längern Besuch gemacht, und treffen sie wohl auch noch im Garten. Wir eilen deßhalb weiter zur hintern Hausthüre hinaus, uns mit einem Trunk herrlich frischen Wassers aus dem zunächst liegenden plätschernden Brunnen erlabend. Ueber den geräumigen Hof, welchen nach der Straße hin Waschhaus und Glätte-stube, nach dem Sieberischen Garten zu der Hühnerhof abschloß, gelangte man in den Garten, der sich bis an die Seestraße erstreckte. An der Langseite desselben zog sich die Allee hin, ein Bogengang mit Obstbaumspalieren, hauptsächlich Zwetschgen und Pflaumen. In der Mitte standen hellgrün angestrichene hölzerne Tische und Bänke, ein Lieblingsaufenthalt von Großmamma, und meist der Vereinigungspunkt der Familie. Andere Ruheplätzchen fanden sich beim Springbrunnen, im Schatten der großen Tanne, und zu beiden Ausgangspunkten des Gartens, unter den Kastanienbäumen, rechts und links vom Hause.

Hinter der Allee führte ein gepflasterter Weg zu den Holzhäusern, Turbenwinden und andern Gelassen, die sich in den

einst wirtschaftlichen und gewerblichen Zwecken dienenden Gebäulichkeiten befanden, welche das Grundstück längs des Sieber'schen Gartens und theilweise gegen die Seestraße zu einfaßten. Diese zum größten Theil unbenuzten Räume lieferten die prächtigsten Verstecke und Schlupfwinkel zu kindlichen Spielen und Handtierereien der verschiedensten Art. Für alles fand sich Platz, was uns in jetziger Zeit, wo kein Eckchen unbenützt bleibt, unbegreiflich scheinen will. Die mehrerlei Gewerbe und Berufsarbeiten, die in dem ein und andern dieser Räume noch betrieben wurden, erregten je nach den Altersstufen Neugierde und Aufmerksamkeit.

Zu dem „Gewerbejohann“ (Johannes Leppli von Schwamendingen), der im Geschäfte des Onkels *) angestellten Knecht, zog es die Kinder am meisten, mochte derselbe im Hausgang Seidenstoffe in mit Blech ausgefütterten Kisten nach Amerika verpacken, mochte er in seinen Mußestunden für unsern Bedarf Holz spalten, oder sein Brüni verzehren — immer war er freundlich und hielt verständige Gespräche.

Dem „Gartenjohann“ (Joachim Bollinger), Großmamma's langjährigem Hausknecht und Gärtner, bei seinen Verrichtungen zuzusehen, oder ihm gar dabei behülflich zu sein, war schon weniger gelüftig. Er hatte ein gar zu knurriges Wesen, und gönnte niemandem viel gute Worte, wenn er auch den Garten musterhaft in Ordnung hielt, und sich außerdem noch durch manche andere guten Eigenschaften Großmamma's andauernde Zufriedenheit zu erhalten wußte.

Viel besser standen wir uns zu Anneli Seuggis von Eschenz, der treuen, mit der Familie ihrer Herrin eng verbundenen Hausmagd aus der guten alten Zeit, wie es deren wenige mehr gibt. Eine der Hauptfreuden dieser, unserer Großmamma ganz ergebenen Dienerin, war, uns mit sich in den Hühnerhof zu nehmen, wenn sie Hühner, Enten und Tauben fütterte, oder uns die jungen, kaum dem Ei entchlüpften Hühnchen zu zeigen, falls eine Brut gut ausgefallen war. Als aber das gute Anneli einst mit jener Kaltblütigkeit, welche lange Gewohnheit erzeugt, ein Täubchen schlachtete in Gegenwart der Kinder, geschah es, daß einem derselben ob diesem Blutvergießen

*) Hans Stockar-Escher im Kronenthor, associirt mit Hans Conrad Stockar-v. Orelli im Berg unter der Firma Joh. Contr. Stockar.

schwach und elend wurde, und es hatte bei diesem einen Male sein Bewenden.

Unten, gegen die Seestraße hin, war ein Magazin an die Herren Trümpler und Gysi vermietet. Von Zeit zu Zeit öffneten sich die Thüren dieses Gelasses. Mächtige Baumwollenballen kamen dann zum Vorschein, und freundliche Gewerbsknechte hatten nichts dagegen einzuwenden, wenn wir uns zwischen diesen Ballen versteckten oder dieselben erstiegen. Bisweilen geschah es auch, daß wir uns aus diesem Magazin hinaus über die Straße wagten, um einen Blick in das große gegenüberliegende, nur an Freitagen geöffnete Kornhaus*), die jetzige Tonhalle, zu werfen. Große Kornwagen und derbe Fuhrleute aus dem Schwabenland waren dann in den selben Räumen zu sehen, die jetzt zu Konzertsälen umgeschaffen sind. Sogar bis hinter das Kornhaus trieb uns das Verlangen, etwas Neues zu sehen. Dort war der Hafen und Landungsplatz der großen mit Steinen beladenen Ledischiffe, welche vom Obersee nach der Stadt herunterkamen.

Doch kehren wir auf unser heimisches Gebiet zurück, denn wir sind noch nicht am Ende unsrer Wanderung.

„Da drunten im allerletzten Haus,

Da gucken zwei Jungfern zum Fenster hinaus.“

Es sind die beiden Bettlerinnen, die schwarzäugige Jungfer Mahler und die stille Jungfer Boßhart, denen gewiß jedes von uns in frühester Zeit hie und da einen Besuch gemacht hat in ihrer besonders im Winter immer gut warmen Stube. Jahr aus, Jahr ein blieben diese zwei Wesen sich gleich, sie waren nie jung, sie wurden nicht alt — bei ihnen schien die Zeit gleichsam stille zu stehn.

Neben diesem letzten Haus führte zu einem meist verschlossenen Portale auf die Seestraße vom Garten aus ein mit farbigen Blumenbeeten hübsch eingefasster Weg, wie denn Johann sich überhaupt auf die Blumenkultur sehr gut verstand, und derselben — in nicht ganz uneigennütziger Weise — große Sorgfalt zuwendete. Großmamma selbst hielt neben Obst und Gemüse die Blumen, namentlich Rosen, sehr hoch. Den untern

*) Das 1839 erbaute, damals an die Stelle des „Kaufhauses“ tretende Kornhaus diente seiner Bestimmung bis 1860. In ein Konzertlokal wurde es 1867 umgewandelt und verschwand vom Erdboden nach 1895, mit Erstellung der neuen Tonhalle.

der vier breiten, den Garten umgebenden Rieswege zierten zwei mit Geranien und Fuchsien gefüllte Blumentragen, von Granat- und Oleanderbäumen umgeben. Die Zwergobstbäume, die der Reihe nach, jeder in einem mit Buchs umsäumten Beetchen, längs der breiten Wege gepflanzt waren, lieferten feines Tafelobst, das im Lauf des Winters an den Familienabenden bei Großmamma verzehrt wurde.

Im Sommer war der Garten so recht der Mittelpunkt der Hausgenossen, und diente Alt und Jung zum häufigen, gern gewählten Aufenthaltsort. So selbstverständlich schien es uns damals, einen Garten beim Haus zur Verfügung zu haben, sich dort ergehen zu können mit der Familie oder mit Freunden, sich hinunterzusetzen mit Arbeit oder Buch, sich etwa ein Sträußchen pflücken zu dürfen, oder später etwa eine Blume zum Malen holen zu können, daß mir seither, da wir diesen Genuß entbehren müssen, oft ist, wir hätten diesen Vorzug gar nicht genug zu schätzen gewußt. Und doch, wie viel haben wir in dem Garten von Stadelhofen erlebt, von dem ersten Schritt an, den wir an der Hand der lieben Eltern auf die Erde setzten, bis zu jenem Tag, da wir auf immer Abschied nehmen mußten — ein halbes Menschenleben mit seinen Freuden und Leiden, denn wo fehlte es auch in der sonnigsten Jugend nicht an den letztern.

Und wenn wir nun heute nochmals zurückgeblickt in jene entschwundenen Zeiten, wenn wir sie im Geist wieder durchwandert haben, jene uns wohlbekanntesten Räume und Wege, so treten auch die uns vorangegangenen theuren Gestalten unsrer Eltern und Großeltern, die mit uns dort gelebt haben, lebhafter denn je vor unser inneres Auge. Ihnen laßet uns, von der Vergangenheit Abschied nehmend, stets ein liebevolles Andenken bewahren. Sie waren es, die unsre Kindheit treulich behütet, uns zum Guten geleitet haben, und denen wir alles verdanken, was wir geworden sind.

